



Sie erbte bei der Ems-Chemie den Chefposten von ihrem Vater: Milliardärin Magdalena Martullo-Blocher

Geld-Eliten

Wer viel hat, hats von den Eltern

Drei von vier Schweizer Superreichen haben ihr Vermögen geerbt. Neuste Forschung zeigt, wie sie ihre Milliarden durch zwei Weltkriege und eine Weltwirtschaftskrise brachten.

Text: Yves Demuth Illustrationen: Ikonaut

Als die Millionenerbin das Nobelhotel Europe an der Zürcher Dufourstrasse betritt, ist der Zweite Weltkrieg erst drei Jahren vorbei. Die 25-Jährige erblickt im Ausstellungsraum des Hotels ein dunkelblaues Porsche-Cabriolet. Eine Weltneuheit! Die muss sie haben. Während Europa noch in Trümmern liegt, wird Jolantha Tschudi die erste Porsche-Besitzerin der Welt.

Was bisher niemand so genau wusste: Woher hatte die junge Zürcherin so viel Geld? Denn Jolantha Tschudi war nicht einfach nur reich, sie war superreich. In der Stadt Zürich gab es bloss 18 Personen, die vermögender waren als sie. Das haben die zwei Historiker Matthieu Leimgruber und Geoffrey Legentilhomme herausgefunden.

In ihrer noch unveröffentlichten Studie «Der goldene Schleier» nehmen sie die Reichen Zürichs unter die Lupe. Die Arbeit ist Teil des Forschungsschwerpunkts Chancengleichheit der Universität Zürich. Eine der zentralen Fragen lautet: Warum sind die Superreichen so reich?

Die Antwort für die Schweiz: «Die überwiegende Mehrheit der Superreichen sind Erben.» So steht es in einer zweiten Studie zum Thema, die «Einblicke in die Schweizer Reichenliste» heisst. Darin schreiben die Autoren: «Als gebürtige Schweizerin oder gebürtiger Schweizer scheint eine Erbschaft die wichtigste Voraussetzung zu sein, um an die Spitze der Vermögensverteilung zu gelangen.»

Ganz oben spielt Leistung demnach eine untergeordnete Rolle. Was zählt, ist primär die Abstam-

mung. Das zeigt die Analyse von Isabel Martínez und Enea Baselgia von der ETH Zürich und der Universität St. Gallen. Die beiden Ökonomen haben die Reichenlisten der Zeitschrift «Bilanz» von 1989 bis 2020 umfassend ausgewertet.

Dass unter den Reichen der Schweiz so viele Erben sind und so wenige Selfmade-Milliardäre, sagt etwas über das Land aus. «An der Spitze der Vermögenspyramide funktioniert die Meritokratie nicht», sagt Isabel Martínez. Das bedeutet: Leistung und Verdienst reichen nicht aus, um ganz nach oben zu kommen. Das Prinzip der Leistungsgerechtigkeit versagt.

Familienclans auf der Reichenliste

Gemäss der aktuellen «Bilanz»-Liste der 300 Reichen im Land gibt es 63 Milliardärinnen und Milliardäre mit Geburtsort Schweiz. Nur jeder Vierte von ihnen hat seinen Reichtum selbst geschaffen. Guillaume Pousaz etwa, der Gründer des Bezahl-dienstes Checkout.com, ist so ein Selfmade-Milliardär, er gilt als reichster Unternehmer der Schweiz. Oder Peter Spuhler mit seiner Stadler Rail.

In den USA ist das anders, dort dominieren Tellerwäscherkarrieren wie jene von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg oder Amazon-Gründer Jeff Bezos. Von den 400 Reichen der USA haben über zwei Drittel ihr Vermögen selbst erwirtschaftet.

In der Schweiz ist dieser Anteil nicht mal halb so gross, wenn man nur die Milliardäre mit Schweizer Wurzeln zählt. In den Vereinigten Staaten seien der Zugang zu Bildung in jungen Jahren und Talent entscheidender für Superreichtum als ein Erbe, schrei-

FOTOS: CHRISTOPH RUCKSTUHL/NZZ, GETTY IMAGES



Schweizer Selfmade-Milliardär: Guillaume Pousaz, Gründer des Fintech-Start-ups Checkout.com

FOTOS: MICHAEL BUHOLZER, GETTYIMAGES | INFOGRAFIK: BEOBSACHTER/AM | QUELLE: STUDIE «INSIGHTS FROM SWISS RICH LIST™, ETH/UNIVERSITÄT ST. GALLEN VON FEBRUAR 2023, BASIEREND AUF DEN REICHESTENLISTEN VON «BILANZ» (SCHWEIZ) UND «FORBES» (USA)

ben die Autoren. In der Schweiz hingegen überwiegen Familienclans auf der Reichstenliste. Der mit Abstand reichste Clan mit Schweizer Wurzeln ist jener der Familien Hoffmann, Oeri und Duschmalé. Sein Vermögen von aktuell rund 30 Milliarden Franken fusst auf dem Vermächtnis von Fritz Hoffmann-La Roche, der die heutige Firma Roche im Jahr 1896 gegründet hat. Sein Verdienst vor über 100 Jahren macht heute den Urururenkel Jörg Duschmalé zu einem reichen Mann. Er vertritt die Familieninteressen im Verwaltungsrat des Pharmariesen.

«Die Roche-Erben sitzen im Verwaltungsrat, weil sie Erben sind, nicht wegen ihres Könnens», sagt Ökonomin Martínez. Natürlich würden viele Milliardenerben hart arbeiten. «Doch ihre Jobs wurden nie ausgeschrieben.» Das gilt auch für eine andere Milliardärin, die Tochter von Christoph Blocher: «Magdalena Martullo-Blocher wurde Chefin der Ems-Chemie, weil sie die Tochter ist. Nicht weil sie in einem Bewerbungsverfahren die Beste war.» Das sei völlig legitim. Solche Entscheide fielen unter die Wirtschaftsfreiheit des Unternehmens, sagt Martínez.

Aber man wisse schlicht nicht, ob das Unternehmen wegen Martullo-Blocher so erfolgreich sei oder weil ihr Vater es richtig aufgestellt habe vor der Übergabe. «Vielleicht würde jemand anders das Unternehmen viel besser führen. Deshalb können wir hier nicht von einer Selfmade-Milliardärin sprechen.»

Aufstiege, Abstiege und Neuankömmlinge

Die Datenanalyse der zwei Ökonomen bringt eine weitere Erkenntnis: «Wer es einmal an die Spitze geschafft hat, bleibt wahrscheinlich auch dort.» Die Absturzgefahr für Superreiche hat sich gemäss Studie seit dem Jahr 2000 verringert. Die Historiker Leimgruber und Legentilhomme kamen zu einem erstaunlich ähnlichen Resultat, als sie die Vermögenssituation der reichsten Zürcher zwischen 1890 und 1952 erforschten. In ihrer Studie rekonstruieren sie anhand des städtischen Steuerregisters, wie die 0,1 Prozent Reichsten ihr Vermögen durch zwei Weltkriege und eine Weltwirtschaftskrise gebracht haben. Fazit: Unter dem «goldenen Schleier» gab es erstaunlich wenig Bewegung. «Reichtum ist klebrig», sagt Geschichtspräsident Matthieu Leimgruber.

Zwar gab es in den 60 untersuchten Jahren Aufstiege, Abstiege und Neuankömmlinge im Klub der 40 Reichsten von Zürich. Doch das alte Geld dominierte. 1952 war über die Hälfte der Superreichen bereits seit einem halben Jahrhundert superreich. Etwa die Porsche-Käuferin Jolantha Tschudi, die mit ihrem Sportwagen über Schweizer Pässe brauste, um ihrem Hobby nachzugehen, dem Segelfliegen.

Ihr Grossvater mütterlicherseits war Fritz Meyer, Generaldirektor der Zürich-Versicherung. Ihr Grossvater väterlicherseits war Peter Tschudi-Freuler. Der Textilindustrielle aus dem glarnerischen Schwanden verkaufte seine Fabriken und sass stattdessen bei der Credit Suisse, der Zürich und den Eternit-Wer-

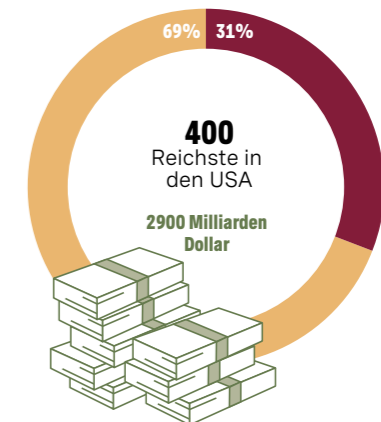
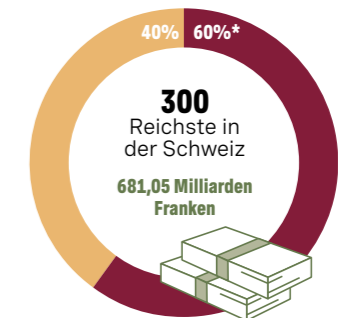
ken im Verwaltungsrat. Vater und Mutter von Jolantha Tschudi starben früh, weshalb die junge Frau mit eigenem Namen im Steuerregister auftaucht.

Jolantha Tschudi profitierte davon, dass ihre Familie 1790 eine Rotfärberei für Textilien gegründet hatte. Das war sieben Generationen vor ihr, wie dem Buch «Die Unternehmerfamilie Tschudi» zu entnehmen ist. Ihr Vater, Jacques Tschudi, hatte zudem Glück – oder einfach einen guten Riecher. Er erkannte als 39-jähriger Millionärssprössling die Boombranche seiner Zeit: Autos. Im Jahr 1928 wurde er Generalimporteur von Chrysler-Automobilen und legte dafür laut Handelsregister 200 000 Franken auf den Tisch. Das wären heute 1,4 Millionen Franken. Kurz darauf gründete er die Autoimportfirma Amag, die er später wieder verkaufte. →

Superreichtum: In der Schweiz ist er geerbt, in den USA erarbeitet

In den Vereinigten Staaten gibt es an der Spitze der Vermögenspyramide nur halb so viele Erben wie in der Schweiz.

■ Total Vermögen der Reichsten, davon ■ vererbt oder ■ erarbeitet



*Viele der 300 Reichsten der Schweiz sind Zugezogene. Betrachtet man nur die einheimischen Milliardäre, steigt der Anteil der Erben von 60% auf 75%.



Sie gehören zum reichsten Clan mit Schweizer Wurzeln: die Roche-Erben André Hoffmann und Jörg Duschmalé

Erbin Jolantha Tschudi war Mitte des letzten Jahrhunderts aus zwei Gründen eine typische Vertreterin von Zürichs Reichsten. Erstens: Nur gerade 9 Prozent von ihnen waren damals Selfmade-Millionäre. In 90 Prozent der Fälle war ihnen das Vermögen quasi in die Wiege gelegt worden. Für echte Newcomer sei es wohl sehr schwer gewesen, die «goldene Decke» zu durchbrechen, schreiben die Historiker. Zweitens: Textil-Erbinnen wie Jolantha Tschudi gab es viele. Im Klub der 40 Reichsten von Zürich waren um 1900 rund 80 Prozent Textilindustrielle. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg besass die Mehrheit der Zürcher Superreichen Anteile von anderen Branchen wie Maschinenindustrie, Banken, Versicherungen oder Handel. Am Ursprung der riesigen Zürcher Familienvermögen standen oft Seidenfabrikanten.

Reich blieben die Superreichen über all die Jahrzehnte auch, weil die Politik sie verschonte. «Die in vielen anderen europäischen Ländern zu beobachtende «grosse Nivellierung» des Vermögens hat in der Schweiz nicht stattgefunden», schreiben die

Autoren. Das stehe im Gegensatz zur Entwicklung andernorts.

Finanzielle Macht

Im schwedischen Stockholm etwa hat zwischen 1935 und 1950 eine starke Angleichung der Vermögen stattgefunden. Die Reichsten wurden ärmer. Die Ungleichheit nahm ab. «Die Schweiz hat ihre Reichen nie in dem Ausmass mit Steuern belastet wie Schweden», sagt Leimgruber. «Deshalb sieht man in der Schweiz die finanzielle Macht der alteingesessenen Patrizierfamilien noch so lange in den Steuerdaten.»

Leimgrubers und Legentilhommes Untersuchungszeitraum endet 1952. Die Brücke zur Gegenwart schlagen sie in ihrer Studie gleichwohl. Die Hälfte aller Zürcher Millionäre, die 1989 auf der «Bilanz»-Liste erschienen, war bereits in ihren alten Steuerakten als Superreiche aufgetaucht, schreiben die Historiker. Die Zürcher Familien Bodmer, Syz oder Abegg etwa waren vor über 100 Jahren reich und sind es heute noch. «Das unterstreicht die Langlebigkeit grosser Vermögen in der Schweiz.» ■

Erbschaftssteuern

Verhasst, aber gerecht

Für Fachleute sind Erbschaftssteuern das fairste Mittel gegen Vermögensungleichheit. Doch das Volk erteilte einer Erbschaftssteuerinitiative eine Abfuhr. Allen voran die ärmeren Haushalte.

Der Satz sorgte für rote Köpfe: «Der Reichtum hockt am falschen Ort, und denjenigen, die etwas bewegen wollen, fehlt das Geld.» Gesagt hatte ihn Nicolas G. Hayek, der verstorbene Swatch-Gründer. Den Satz genutzt hatten die Sozialdemokraten. Im Abstimmungskampf von 2015 warben sie mit ihm für eine nationale Erbschaftssteuer. Die Botschaft: Reich sind in der Schweiz die Falschen. Die Erben.

Hayeks Sohn fand das nicht lustig. Er – selbst ein Erbe – wehrte sich dagegen, dass die Worte seines Vaters für Politpropaganda genutzt wurden. Denn die Volksinitiative «Millionen-Erbschaften besteuern für unsere AHV» war ganz und gar nicht in seinem Sinn.

Sie versetzte vor rund zehn Jahren noch andere in Panik. Vermögende überrannten die Notariate, um dem Nachwuchs eilig noch ein paar Häuser zu überschreiben, wie das Notariatsinspektorat berichtete. Allein in Zürich sollen mindestens zehn Milliarden Franken verschenkt worden sein, damit das Geld der drohenden Erbschaftssteuer entgehen möge.

Ein intimer Vorgang

Die Initiative scheiterte jedoch krachend. 71 Prozent sagten Nein. Genauso wie sämtliche Kantone. Und das, obwohl die Vorlage nur 2 Prozent aller Steuerpflichtigen überhaupt betroffen hätte. Denn nur Vermögen über zwei Millionen Franken wären unter die neue Erbschaftssteuer gefallen. Die Nachwahlbefragung zeigte sogar, dass ausgerechnet ärmere Haushalte noch häufiger mit Nein gestimmt hatten als der Durchschnitt.

Wie kann das sein? «Tod und Steuern sind grundsätzlich eine Kombination von zwei unangenehmen Tatbeständen», sagt

der Lausanner Wirtschaftsprofessor Marius Brühlhart. «Erbschaften werden zudem offensichtlich von vielen Menschen als sehr privater, ja intimer Vorgang betrachtet, aus dem sich der Staat herauszuhalten hat.» Insbesondere bei Erbgingen innerhalb der Familie. Zudem spiele sicherlich auch der Traum vom eigenen Reichtum eine Rolle bei der Ablehnung von Erbschaftssteuern.

Für die Zunft der Ökonominnen und Ökonomen ist die breite Ablehnung einer Erbschaftssteuer hartes Brot. Denn sie erachten sie als eine der fairsten Steuern überhaupt. 142 Schweizer Wirtschaftswissenschaftler wurden in einer Umfrage vor zwei Jahren gefragt: Welche steuerpolitischen Instrumente sollten vorrangig genutzt werden, um eine zu hohe Ungleichheit zu reduzieren? Die mit Abstand häufigste Antwort: eine Erbschafts- oder Schenkungssteuer.

Laut Brühlhart ist die Erbschaftssteuer in den Wirtschaftswissenschaften so hoch im Kurs, weil sie kaum leistungshemmend sei und die Ungerechtigkeit der «Geburtslotterie» beim Erben ein wenig ausgleichen könne.

Doch statt mehr Erbschaftssteuern gibt es weniger. Pro vererbten oder verschenkten Franken fallen heute 1,6 Rappen Steuern an. 1990 waren es mit 4,3 Rappen mehr als doppelt so viel, wie Brühlhart berechnet hat.

Die Summe der jährlich vererbten Vermögen stieg zwar auf zuletzt 88 Milliarden Franken an. Trotzdem bleibt der Widerstand gegen Erbschaftssteuern bestehen. Das habe wohl einen psychologischen und kulturellen Ursprung, schreibt Brühlhart in einem Aufsatz. «Dem letzten Willen eines Menschen wird kulturell ein

hoher Wert beigemessen, was Abwehrreflexe gegen gesellschaftlich verordnete Einschränkungen dieses Willens weckt.» Das Erbe zu besteuern, werde von vielen als unzulässiger Eingriff ins Privateigentum betrachtet.

Die Jusos wollen es dennoch nochmals wissen. Sie sammeln derzeit Unterschriften für eine Zukunftsinitiative, die Erbschaften ab 50 Millionen Franken zu 50 Prozent besteuern will. Mit dem Geld soll der Bund die Klimakrise bekämpfen.

Laut Brühlhart wären davon weniger als 0,3 Prozent aller Nachlässe betroffen. Dennoch hätten die Initianten einen schweren Stand, unter anderem wegen der instinktiven Abneigung vieler Leute gegen Erbschaftssteuern.

Bedingungsloses Grunderbe

Der französische Starökonom Thomas Piketty kehrt den Spiess um. Piketty forscht seit Jahren zum Thema soziale Ungleichheit und schlägt ein bedingungsloses Grunderbe vor. Alle 25-Jährigen sollen vom Staat 120 000 Franken erhalten. Kostenpunkt in der Schweiz laut Marius Brühlhart: rund 12 Milliarden Franken pro Jahr.

Ökonomieprofessor Brühlhart selbst ist von dieser Idee nicht sehr angetan. «Es ist eine Verteilung nach dem Giesskannenprinzip, auch an viele, die es kaum nötig haben.» Zudem sei der Auszahlungszeitpunkt zu spät, um Chancengleichheit herbeizuführen.

Brühlhart findet eine Erbschaftssteuer viel besser. Auch wenn diese vielleicht nie kommen wird. Er nimmt diesen Umstand gelassen: «Es liegt weder an den Ökonomen noch an sonstigen Expertinnen, der Mehrheit ihre Wertvorstellungen aufzuzwingen.»

Yves Demuth